

Eine neue Lyrik-Anthologie

Autor(en): **Job, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **35 (1925)**

Heft 3

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788506>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

vereint, sie ist „Darstellung der Zusammenhänge des Seelischen eines Volkes oder der Menschheit“.

Schinz erhofft nach der untergehenden materialistischen Kultur das Aufgehen einer seelischen, nach der intellektualistischen eine Kultur des Herzens, eine Änderung der allgemeinen Gesinnung, eine Wendung zur Religion, zu Gott und zur Seele. Das positivistische Zeitalter hat Übelstände gezeitigt, die überwunden werden müssen dadurch, dass der Idee wieder ihr altes Recht eingeräumt wird. Da die abendländische Kultur aufgebaut ist auf dem einzigartigen Wert der Individualität, wie sie sich seit dem Auftreten des Christentums gestaltet hat, muss sich der Idealismus seine ursprüngliche Hochschätzung der Individualität wieder zurückerobern. Im Seelengrunde des religiösen Individuums wird die innigste Durchdringung, das Subjekt der Subjekte, die Gottheit, erlebt. In der allseitigen Durchdringung aber finden wir moderne Menschen, die wir durch Erziehung entpersönlicht, durch die Zivilisation seelisch verbildet worden sind, die volle Wirklichkeit, die es für uns, als das wahre Leben, zu erfassen gilt.

Das Buch von M. Schinz ist als eine der bedeutendsten Schriften, die zu Kants zweihundertstem Geburtstags geschrieben wurde, bezeichnet worden. Man verspürt in ihm die Anzeichen einer neuen Zeit, aber auch das Ringen und Kämpfen eines hohen Geistes, einer tiefen Seele um Licht, um Friedensruhe. Es ist geschrieben aus der Not eines Herzens, aus der Not der Zeit für die Not der Zeit. Max Schinz ist tief, und tiefer als der Tag gedacht. *E. Scheuter.*

Eine neue Lyrik-Anthologie.¹⁾

In meinem Bücherschrank stehen die Gedicht-Anthologien in hübscher Reihe, und es mag reichlich paradox klingen, wenn ich dennoch behaupte, dass diese neue Sammlung eine Lücke ausfülle. Und doch ist dem so. Ich möchte keineswegs andere Anthologien geringer einschätzen, ich möchte überhaupt nicht vergleichen; jeder Herausgeber einer solchen Sammlung hat seinen eigenen Plan, seinen eigenen Geschmack und seine eigene Wertung. Bücher wie Vespers „Ernte“, Avenarius' „Hausbuch“, Enderlin und Odermatts „Deutsche Lyrik“ bleiben durchaus als wertvolle und bemerkenswerte Leistungen bestehen. Nicht zu vergessen die neue schöne Gedichtsammlung für die zürcherischen Sekundarschulen, das schönste „Schulbuch“, das ich je gesehen habe. Was uns aber fehlte, war eine Sichtung und Sammlung des lyrischen Gutes der drei vergangenen Jahrhunderte, im Sinne von Vespers „Ernte“, aber konzentrierter, bewusster gewählt und stärker persönlichkeitsbetont. Denn jede Anthologie ist nicht nur eine Auswahl, sondern auch eine Konfession. Der Herausgeber stellt sich vor sein Buch, dessen Frucht zwar von ihm gesammelt, aber nicht

¹⁾ Deutsche Lyrik vom siebzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Dr. Ernst Aepli. Frauenfeld und Leipzig 1924. Verlag von Huber & Co.

in ihm gereift ist. Doch in der Ernte, in der Traubenlese köstlicher Früchte, zeigt sich seine Hand, sein Auge, das wägend prüft, wählt und scheidet, das den goldnen Überfluss nicht überfließen lässt, sondern auch in der Fülle das Edelste von dem Edlen sondert.

In seinem schönen und klugen Vorwort sagt der Herausgeber dieser neuen Anthologie: „Jede Zeit wägt aufs neue die dichterischen Gaben der Vergangenheit. Und sie horcht hin, welchen lyrischen Tönen ihre Seele antwortet.“ So wird eine Sammlung von heute anders klingen, anders klingen müssen, als eine um die Jahrhundertwende, weil unser Erleben andere Wege gegangen ist, andere Töne uns ins Herz klingen als unseren Vorfahren. Sie mochte z. B. die schillernde, formale Kunst der Münchener Dichter betören. Was ist uns heute Geibel? Ihnen hatte der Naturalismus neue Tore aufgetan, noch standen sie weit offen. Wir aber horchen in jene Zeit und hören wenige Klänge, die uns rein ins Ohr klingen, die uns ans Herz greifen. Was frühern Sammlern gross schien, ist uns klein geworden und versunken. Dafür blickt unser Auge über zwei Jahrhunderte zurück in Zeiten, die vergessen, übertönt waren, und wir hören Klänge, voll und rein, die lange an taube Ohren schlugen. Es ist das Verdienst Emil Ermatingers, in seiner eben jetzt in neuer dreibändiger Auflage erscheinenden Geschichte der deutschen Lyrik bedeutsam auf die Dichter des siebzehnten Jahrhunderts hingewiesen zu haben.

Aeppli beschränkt sich in seiner Sammlung auf die reine Lyrik und lässt Ballade, Romanze u. ä. bewusst aus dem Rahmen seines Buches fallen. Das sichert diesem zum vorneherein eine innere Geschlossenheit und eine absolute Stileinheit. Damit geht parallel der Verzicht, in der Auswahl einen Dichter als solchen zu werten; der Umfang seiner Vertretung sagt nichts von seiner absoluten Bedeutung. Müsste es sonst nicht wunderlich erscheinen, wenn neben fünf Gedichten Schillers, sechs des stillen und zarten Johann Gaudenz von Salis-Seewis stehen! Muss Schiller in diesem Zusammenhang notwendigerweise zurücktreten, so wird dafür eine solche Sammlung Goethe als grossen Mittelpunkt haben. Er ist es auch hier. Und es besteht noch ein anderer, kleinerer, neben ihm: Mörike. Um diese beiden Sonnen kreisen die Sterne.

Aus dem siebzehnten Jahrhundert leuchten einige herüber, die uns wieder heller scheinen als unseren Vätern, so Grimmelshausen, mit dem schönen „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall“, Paul Gerhard, der zu Unrecht nur ins Kirchengesangbuch verbannt war, Gryphius, Fleming, dann aus dem beginnenden achtzehnten Jahrhundert Günther, dem ein unglückliches Wort Goethes fast ewige Wertung oder Umwertung zu geben vermochte, und dem doch ein so inniges und festes Gedicht zugehört wie „Seele, wirf den Kummer hin, deiner Hoheit nachzudenken“. Mit ihm stehen wir an der Schwelle zu einer neuen Zeit; Klopstock (warum fehlt die „Ode an den Zürichsee“?), Herder, Hölty, der innige Matthias Claudius leiten sie ein. Und damit sind wir bei Goethe, bei dem man kaum ein Gedicht vermisst, aber auch keines der gewählten missen möchte. Hier, wo alles

Fülle war, zeigt sich aufs schönste des Herausgebers sicherer Geschmack. Stärker betont als gewöhnlich sind die Romantiker; ihre Sprache dringt heute wieder tiefer, die Hölderlins vor allem. Die Schlegel vermisst man daneben gerne; ebenso Chamisso, Körner und andere Dichter ihres Ranges; wie ganz anders steht etwa ein Brentano neben ihnen. Dann folgen Eichendorff und Mörike in reicher Wahl (wie könnte es anders sein!), sparsamer bedacht Hebbel, Lenau, Heine, mit wenigen Versen Uhland und die Droste, deren unbestrittene Bedeutung erst in einem Balladenbuch zur Geltung kommen könnte. Wer immer aber uns heute noch ergreift, bleibt unvergessen, wie der, fernen Stimmen und Gesichtern hingegebene Justinus Kerner oder der sonst wenig ergiebige Hermann Lingg. Geibel, der dem vorigen Jahrhundert eine Sonne schien, wird von den Gestirnen der zweiten Hälfte verdunkelt: Storm, Keller, Meyer. Und da taucht gar ein fast unbekannter Name auf: J. G. Fischer. Auch Raabe in einer Lyriksammlung zu finden, mag überraschen. Mit ihm und Nietzsche schreiten wir zur Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Von den Naturalisten bleiben nur Liliencron und Dehmel, auch diese in karger Wahl.

Unter den Lebenden und jüngst Verstorbenen zu wählen und zu sichten, mag den Herausgeber mehr Mühe gekostet haben. Und hier am ehesten wird mancher Leser und Benützer mit ihm rechten wollen. Sicherlich wird kaum einer seinen Geschmack tadeln; des Sammlers Hand erwies sich auch hier als glückhafte Wählerin. Aber jeder wird einen, oder mehrere Autoren vermissen. Viele wohl Adolf Frey, dessen klare und geglättete Kunst ihnen mehr ist als etwa Albert Steffens, wenn auch innerlich tiefst erlebte und reif gestaltete, aber doch aus einer ihnen fremden Welt klingenden Verse. Neben ihm stehen von Schweizern nur noch Karl Stamm und Hermann Hesse, beide mit Recht, findet doch jeder seinen eigenen lyrischen Ton, Hesse in der dümmervollen Schwermutsstimmung, der er süssesten Wohllaut gibt, Stamm in der Gestaltung des tiefsten Weltleiderlebens und Gott-erfassens. Natürlich fehlen die Dichter nicht, die der Lyrik neuen Tagesanbruch und neue Richtung schufen: Morgenstern, Hofmannsthal, Rilke, Werfel (auf Stefan George musste aus äusseren Gründen verzichtet werden). Zu ihnen gesellen sich Däubler, Heym, Trakl, Stadler, die Lasker-Schüler. Vielleicht hätte die Wahl noch strenger getroffen werden können, aber im ganzen zeigt sich auch hier des Herausgebers gutes Urteil und sein kultivierter Geschmack, dass er aus der Fülle der Kriegs- und Nachkriegslyrik nur wenig wählt (auch Werfel kommt nur mit drei Proben zum Wort), und nur das, was über literarische Richtung und Strömung hinaus Klang und Seele hat. Zugleich gibt die Lese dieser letzten zwanzig Jahre ein Bild der lyrischen Kräfte, indem vornehmlich die Dichter gewählt sind, die darauf verzichteten, neuen Wein in alte Schläuche zu füllen, die irgendwie der Lyrik neue Töne zuführten. Vielleicht wird auch von diesen Liedern das eine und andere schneller verklingen, als der Herausgeber denkt, der Dichter in die Reihen der Vielen zurücktreten, eine spätere Zeit seine lyrische Habe anders werten. Es bleibt das

eine: dass in diesem Buche kaum ein Gedicht ist, das uns nicht irgendwie ergriffe, nicht irgendwie in der Seele klänge. Das von einer Anthologie sagen zu können, ist viel, sehr viel. Schätzen wir sie darum um dessentwillen, was sie uns bringt, und tadeln wir sie nicht, weil sie vielleicht nicht alle unsere Wünsche in bezug auf das Autorenregister erfüllt. Drei Jahrhunderte deutscher Lyrik klingen aus dem Buche in reinem Wohllaut, tönen so voll, so tief, so mächtig, dass es wenig schadet, wenn der eine oder andere Dichter, nach des Herausgebers Wille und Mass, schweigen muss in der Brüder Wettgesang.

Dr. Jakob Job.

★ ★ ★ ★ A U S D E R S C H U L A R B E I T ★ ★ ★ ★

Zeichnen eines Wappenschildes.

(Unterrichtsbeispiel für das vierte Schuljahr.¹⁾)

1. Ziel. Wir zeichnen diesen Schild. Ich halte ihn so mit meiner Linken, wie ihn der Krieger trug um 1350 im farbigen Waffenkleid.

2. Skizze. Fahrt mit der linken, rechten Hand in der Luft den Kanten nach. Ich hänge das Vorbild zu. Zeichnet das Bild aus der Erinnerung auf Tafel, Heft. Zeit 5 Minuten.

3. Besprechen. Im Mittelalter, als das Schiesspulver noch nicht bekannt war, ist dieser Schild den Kriegern ein Schutz gewesen gegen Pfeil, Streitaxt und Spiess. Ihr seht hier den Schild in seiner wahren Grösse, etwa 50 cm hoch, also Sitzhöhe. Der Schilter macht ihn aus Holz, überzieht ihn mit Leder, gibt ihm zwei Fesseln, Griffe aus Hanf oder Leder. Diese Schutzwaffe wird vom Reiter, wie vom Fussvolk getragen. Der Schilter bemalt die Schauseite mit Kennzeichen, Wappen der Truppe.

Diese drei Wappen, die ihr ins Heft mit dem Willigis-Wappen eintragen werdet, und von denen ihr eines als Zeichnung abgebt, sind auch Stadtwappen und je in zwei Streifen geteilt. Schwarz über Weiss ist es das Ulmer Wappen, Rot über Weiss das von Ebneth (Freiburg, Brg.), Solothurn, Weiss über Rot von Lübeck, Horb und Rottenburg a. Neckar.

4. Zeichnen. Wir zeichnen den Schildrand und beginnen mit dem Oberrand. Dieser bleibt vom Papierrand oben vier Fingerbreite weg. Zieht den Strich für den Oberrand; macht ihn stark halb so lang als der Block breit ist. Gebt mit einer senkrechten Marke an, wohin unten etwa die Spitze kommt. Fahrt in der Luft beidseitig dem linken und rechten Rande mit der Linken, Rechten; gleichzeitig und ohne Pause immer herunter und hinauf. Zeichnet beide Ränder. Zum Prüfen den Block neben das Vorbild bringen in der Luft. Haltet den Stift als Sehne an den Bogen vom linken, rechten Schild-

¹⁾ Aus dem Buche von H. Eyth: Der Klassenunterricht im Zeichnen. Verlag der Konkordia, Bühl (Baden). 100 S.